

Forum Kommunikationsgeschichte

Das *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* widmet sich seit mehr als 25 Jahren der Vielfalt an möglichen Zugängen zu historischer Kommunikation und interdisziplinären Perspektiven auf sie. Die anhaltenden Fragen zu Konturen, Werkzeugen und Denkmustern kommunikationshistorischer Erkenntnisinteressen gaben uns Anlass, 2018 ein Beitrags-Forum zu begründen, dessen Grundfrage »Was ist Kommunikationsgeschichte?« aus unterschiedlichen Forschungsrichtungen und im Blick auf verschiedene Epochen erörtert werden soll. Die bewusst kurz gehaltenen und mit wenigen Anmerkungen versehenen Beiträge dieses Forums sollen fragende, einordnende und anregende Impulse geben, um kommunikationsgeschichtliche Ansätze innerhalb historisch arbeitender Disziplinen konzeptionell zu stützen. Zu diesem Zweck werden die einzelnen Beitragenden ihr fachliches Verständnis von Kommunikationsgeschichte vorstellen und begründen sowie Potentiale und Grenzen des eigenen Ansatzes erörtern.

Wie war Kommunikation früher möglich?

Plädoyer für eine empirisch fundierte Kommunikationsgeschichte

Rudolf Stöber

Eine Wissenschaft erkennt man nicht an ihren Erkenntnissen, sondern an ihren Erkenntnisinteressen. Sie wird nicht über Ergebnisse definiert, sondern über Fragen. Normativ betrachtet ist sie zwar stets auf der Suche nach Wahrheit, aber mehr als individuelle Wahrhaftigkeit (Redlichkeit) der Wissenschaftler ist in Geistes- und Sozialwissenschaften nicht zu erwarten.

Wie verstehe ich Kommunikationsgeschichte? Das Erkenntnisinteresse liefert ein erstes Kriterium zu ihrer Bestimmung. Hinweise gibt wie immer die Semantik: Kommunikationsgeschichte ist nicht Mediengeschichte. Kommunikationsgeschichte, das war für mich immer gesetzt, ist eine Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft. Kommunikationswissenschaft ist (oder besser war) eine geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplin. Ihr Paradigmenwechsel hin zu einer quantitativ-empirischen Sozialwissenschaft hat an dem größeren Einordnungsrahmen nichts geändert.

Die Leitfrage einer empirisch verstandenen Kommunikationsgeschichte lässt sich über Eingrenzungen bestimmen. Georg Simmel hatte Soziologie über die Frage definiert: Wie ist Gesellschaft möglich? Analog dazu zielt das Erkenntnisinteresse der Kommunikationswissenschaft auf die Frage: Wie ist soziale Kommunikation möglich? Kommunikationsgeschichte als Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft fragt: Wie war soziale Kommunikation früher möglich?

Zum Formalobjekt (= Erkenntnisinteresse) kommt als zweites Kriterium das Materialobjekt. Auch hier macht es der Begriff recht leicht. Kommunikationen sind die Materialobjekte der Kommunikationsgeschichte. Ohne zu breit auszuholen, darf wohl als allgemein geteiltes Verständnis, wie Kommunikation in der Kommunikationswissenschaft verstanden wird, folgende Definition Geltung beanspruchen: Kommunikation ist der Austausch von und die Verständigung über Bedeutungen, an denen Menschen beteiligt sind. Kommunikation ist ein sozialer Prozess.

An dem Prozess beteiligt sind Kommunikatoren und Rezipienten. Medien im sozialen (aber auch technischen) Sinne tragen den Vermittlungsprozess. Öffentlichkeiten verschiedener Art, konkrete aber auch virtuelle öffentliche Räume bieten den Resonanzboden bzw. das Forum der kommunikativen Prozesse. All das ließe sich unter dem dünnen Begriff vom Materialobjekt breit ausführen. Virtuelle Räume, das sei nur nebenbei bemerkt, sind dabei ebenso wenig ein neues Phänomen wie Filterblasen: Einen virtuellen öffentlichen Raum schuf schon die Ansprache des dispersen Publikums früher Zeitungen und Zeitschriften. Filterblasen-ähnlich war schon das selbstselektive Publikum der Parteipresse.

Die genannten Materialobjekte sind einerseits Untersuchungsobjekte, andererseits erzeugen sie wechselseitig die Randbedingungen im zu untersuchenden kommunikativen Prozess. Die Erforschung der Randbedingungen, unter denen kommunikative Prozesse möglich sind, ist schon für die Gegenwart schwierig. Für die Vergangenheit sind die Schwierigkeiten um Größenordnungen komplexer.

Das Problem ist ein methodisches und ein theoretisches: Theorie und Methode (Empirie) stehen ebenso in Wechselwirkung wie Material- und Formalobjekt. Ein wissenschaftshistorischer Rückblick mag veranschaulichen, was ich meine: Das Konzept des Behaviorismus wird heute als überholt betrachtet. Dabei hatten Burrhus F. Skinner und andere keineswegs behauptet, dass die Existenz von Mensch (und Tier) sich im Verhalten erschöpfe. Die Behavioristen hatten nur Wert auf die Feststellung gelegt, dass Gedanken nicht beobachtbar sind. Das waren sie nach den Möglichkeiten des 20. Jahrhunderts nicht und sie sind es mit denen des 21. bestenfalls in Ansätzen. Was für einzelne Menschen gilt, gilt für die Gesellschaft insgesamt erst recht. So stützte sich auch der Sozialbehaviorismus primär auf Beobachtungen. Die Empirie der Kommunikationswissenschaft und ihrer kommunikationshistorischen Teildisziplin gründet im weitesten Sinne ebenfalls auf Beobachtungen, denn hierzu zählen auch inhaltliche Beschreibungen (z. B. Inhaltsanalysen) und andere Erhebungen: Schauen, beobachten, finden ist Empirie.

Damit wird aus dem methodischen Problem ein Quellenproblem. Es gereicht der Kommunikationswissenschaft nicht zum Vorteil, dass sie hierüber kaum reflektiert. Vielleicht liegt die Enthistorisierung der Kommunikationswissenschaft sogar genau hierin begründet: dass sie wenig historisches Bewusstsein besitzt und ein allzu oberflächliches Verständnis davon hat, was unter historischen Quellen zu verstehen ist. Oder anders: dass ihr das scharfe Kriterium fehlt, um Quellen von Literatur zu unterscheiden.

Die Kritik ist selbstredend zugespitzt – etliche Kolleginnen und Kollegen werden sich zu Recht gegen solche Pauschalaussagen verwahren. Aber zu oft stimmt sie leider: Wenn man nach einem Kriterium fragt, wird bestenfalls das Alter eines Textes als Unterscheidungskriterium genannt. (NB.: Als Text in allerweitestem Sinn ist alles Interpretierbare zu verstehen, also auch Artefakte, Filme oder jede beliebige Kommunikation, sofern sie sich erhalten hat.)

Das Alter liefert jedoch kein entscheidendes Kriterium, um Literatur und Quellen zu unterscheiden. Ohne langes Suchen stößt man auf Literatur, die älter ist als viele Quellen. Zum Beispiel schrieb Otto Groth sein vierbändiges Standardwerk *Die Zeitung* (Groth 1928–1930), bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen und in ihrer Zeit große Mengen an historischen bzw. kommunikationshistorisch einschlägigen Quellen »produziert« wurden. Die Chronologie ist also weder das einzige Merkmal, um Literatur und Quellen zu unterscheiden, noch sind Quellen und Literatur trennscharfe Kategorien. Der Quellencharakter wird vielmehr durch die Fragestellung, die an den Text gerichtet wird, bestimmt. Wer eine Disziplin-Geschichte der Kommunikationswissenschaft schreibe, müsste Groth als Quelle auswerten. Damit schließt sich das Quellenproblem der Kommunikationsgeschichte mit ihren Materialobjekten und diese wieder mit dem überwölbenden Formalobjekt kurz: Wie war soziale Kommunikation möglich?

Um Kommunikationsgeschichte (endlich) zu schreiben, Wolfgang R. Langenbachers vielzitiertes Diktum sei wiederholt, muss Material vorhanden sein. Denn Kommunikationsgeschichte ist wie die Kommunikationswissenschaft eine empirische Disziplin. Verschiedentlich habe ich mich zur Überlieferungschance von Quellen geäußert, das sei hier in den Details nicht nacherzählt. Nur so viel: Zum Ersten eine Binse: Wenn man keine Quellen hat, muss man sie recherchieren. Quellen erschöpfen sich nicht in (öffentlich) publiziertem Material. »Kommunikationswissenschaftliche« Aufsätze oder Bücher zur Entwicklung von Öffentlichkeit, zum Wandel von Medien oder zu verwandten Phänomenen, die nur als Tertiärgeschichte und ohne die eigene Auswertung belastbarer Quellen verfasst wurden, scheinen mir wenig wert.

Zum Zweiten eine weitere Binse: Es ist nicht nur das passiert, was man in den Quellen findet. Wenn die Quellen aus dem einen oder anderen Grund schweigen, sei es, weil ungünstige Überlieferungschancen die Erhaltung verhinderten, sei es, weil bestimmte Fragen, die die heutige Wissenschaft umtreiben, in früheren Zeiten nicht gestellt wurden, muss die fehlende empirische Grundlage durch Inferenzschlüsse aufgefangen werden. Das beginnt damit, dass die Leerstellen der Überlieferung interpoliert (überbrückt) werden.

Ein apokryphes, bisweilen Kurt Koszyk zugeschriebenes Bonmot lautet, Tote könne man nicht befragen; daher ist historische Rezeptions- und Wirkungsforschung besonders schwierig. Dabei gibt es Quellen im Überfluss. Man muss sie nur lesen können. Das ist wörtlich gemeint. Denn um historische Archive wird nicht selten schon deshalb ein Bogen gemacht, weil die alte deutsche Kurrentschrift, zumeist halbalfsch als »Sütterlin« bezeichnet, nicht mehr viele lesen können. Zwar sind die Quellen, an die ich hier denke, nicht im Sinne moderner Demoskopie repräsentativ, aber ihre Aussagen sind mehr als nur exemplarisch. Zudem kann man die Quellen, wenn sie hinreichend standardisiert sind und umfänglich vorliegen, mittels interner Merkmale normalisieren und mit externen Daten abgleichen.

Und wem das überlieferte Behördenmaterial zu trocken oder zu interessegeleitet erscheint, die oder der sollte sich nicht scheuen, Schlüsseltexte auszuwerten, an die aus publizistischer Perspektive eher weniger gedacht wird. Zum Beispiel werden in etlichen Romanen des 19. und 20. Jahrhunderts (eher beiläufig) Medienrezeptionsituationen beschrieben: Wie las man Zeitung, wie hörte man Radio, wie sah die Familie fern? Lion Feuchtwangers *Erfolg* oder Theodor Fontanes *Stechlin* seien als Beispiele genannt. Geleitet von der Annahme theoretischer Sättigung reicht hier die Feststellung typischer

Rezeptionsituationen. Da Romane zudem eher beiläufig von Aspekten berichten, die kommunikationshistorisch aussagekräftig sind – also, in Gustav Droysens Kategorien gedacht, einen Überrest in rezeptiver Hinsicht und keine Traditionsquelle darstellen –, sind sie belastbar; der Umgang mit ihnen ist keineswegs, wie bisweilen unterstellt wird, nur rein subjektive Interpretation.

NB: Zur Medienwirkung sei angemerkt, dass erst die *longue durée* die wichtigste aller Effekte deutlich werden lässt, die Wirkung der Medienexistenz. Diese Wirkung 2. Ordnung übersteigt die der 1. Ordnung, der Medieninhalte, in seiner Bedeutung um ein Vielfaches. Die Kommunikationswissenschaft aber konzentriert sich v. a. auf die Wirkung von Inhalten. Schon die Kompensation dieses schweren Defizits sollte allen Instituten die (Wieder)Einrichtung kommunikationshistorischer Professuren Wert sein. Die Kommunikationsgeschichte müsste allerdings selbstbewusster auftreten.

Wegen der Vielfalt der anwendbaren Methoden wird man zuspitzen dürfen: Historische Methoden gibt es nicht. Auch quantitative Methoden lassen sich auf historische Quellen anwenden und die (historische) Quellenkritik ist nicht nur im Kontext historischer Themen tauglich. Vielmehr gelten Klärung und Hinterfragung kommunikativer Kontexte in jedem zeitgenössischen Diskurs ebenso. Methoden scheiden also zur Bestimmung der Kommunikationsgeschichte aus.

Natürlich bleibt das Bemühen um Objektivität in historischen Zusammenhängen immer Stückwerk. Denn Clio liebt das Paradoxe heiß und innig: Kommunikationsgeschichte bemüht sich um Objektivierbarkeit, eine objektive Wissenschaft ist sie dennoch nicht. (NB.: Ich kenne keine Sozial- oder Geisteswissenschaft, die eine zweifelsfrei objektive Wissenschaft wäre.) Darüber hinaus ist ernsthafte Kommunikationsgeschichte positivistisch, ausschließlich positivistische Deutungen aber führen immer in die Irre. Und ceterum censeo, Kommunikationsgeschichte ohne Empirie liefert keine neuen Erkenntnisse; ohne Theorie allerdings stellt sie vermutlich weder die richtigen Fragen noch entwickelt sie klare Begriffe. Selbstreflexion ist deshalb auch in der Kommunikationsgeschichte zwingend geboten. Das von Daniel Bellingradt angeregte Forum des JbKG leistet sie schon seit einigen Jahren. Das ungefähre Dutzend an Beiträgen zeugt von reflektierter Distanz zum Thema.

Eine Distanz eigener Art erzeugt der wachsende Abstand zum historischen Gegenstand. Jede Geschichte, auch die Kommunikationsgeschichte, ist ambivalent: Geschichte ist einerseits vergangene Gegenwart, andererseits vergegenwärtigte Vergangenheit. Als vergangene Gegenwart müssen wir sie (kommunikations-)historisch ernst nehmen und sie aus sich selbst heraus verstehen (versuchen). Moralische Werturteile ex post sind nicht angebracht. Nur hat dieser distanzierte Standpunkt in identitätspolitisch aufgeladenen Zeiten einen schweren Stand und leider halten fast alle den eigenen kulturell-ideologischen Standpunkt für den selbstverständlichsten der Welt. Dabei können wir die vergangene Gegenwart in all ihren empirischen wie normativen Facetten nie vollständig erfassen; das gelingt uns nicht einmal für die eigene Gegenwart. Daher ist es nicht nur legitim, sondern auch notwendig, sich die Vergangenheit zu vergegenwärtigen.

Dazu bedarf die Kommunikationsgeschichte einer Theorie der Zeit. Norbert Wiener hat Kommunikation als Zeitfunktion bezeichnet. (Genauer ist sie eine Raum-Zeit-Funktion.) Und damit beginnen die Probleme: Im Raum kann man sich frei bewegen, von der Zeit wird man getrieben. Zeit trennt heute von gestern und morgen; sie trennt die

erlebte Gegenwart von der erinnerten Vergangenheit und der kontingenten Zukunft; Zeit bedingt individuelle Erinnerung, kollektives Gedächtnis und öffentliche Narrative. Wegen der Zeit gibt es nicht nur Uhrmacher, sondern auch Historiker:

Weil der Zeitpfeil nur eine Richtung zu kennen scheint, kann man die Vergangenheit nicht mehr verändern. Man kann sie jedoch anders erzählen. Die Wahrheiten können sich wandeln, die subjektive Wahrhaftigkeit der Wissenschaftlerin oder des Wissenschaftlers sollte davon unberührt bleiben. Interessegeleitete Interpretation (selbst mit emanzipativ-positiven Zielen) war mir stets ein Graus; vor allem, wenn sie den eigenen Standpunkt versteckt oder ihn als den moralisch einzig richtigen ausgibt. Ein wunderbares Beispiel für diese Identitätspolitik *avant la lettre* liefern Heinrich von Treitschkes Großdeutungen, denen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert das Bürgertum lauschte. (Seine Großdeutungen wurden in Umkehrung der ideologischen Fronten nach 1945 zunehmend verfehmt.)

Zur Illustration des Unterschieds von ambiguer Wahrheit und Annäherung an die Wahrhaftigkeit verweise ich auf mein jüngstes Buch. Darin bin ich der Frage »Was ist deutsch?« nachgegangen.¹ Die lapidare Antwort lautet: Was immer dafür gehalten wurde. Denn in der Vorstellung erschuf jedes nationale Selbstbild eine Realität eigener Art. Ob die Auffassung richtig ist oder nicht, war kaum wichtig. Über die Frage haben Generationen nachgedacht. Am einfachsten machten es sich diejenigen, die deutsch / Deutschland / Deutsche negativ definierten, weil sie es nicht besser vermochten: Wer Deutschland im Gegensatz zu anderen (Nationen) definiert, verzichtet darauf, positive Kriterien zu entwickeln. Das war bequem.

In schrecklichster Konsequenz buchstabierten die Nationalsozialisten ihre wohlfeile Negativ-Definition durch: Deutsch (= arisch = germanisch) war für sie anti-romanisch, anti-slawisch und vor allem anti-semitisch. Die Verschwörungstheorie des Antisemitismus gepaart mit nationaler Hybris war und ist der negative Fluchtpunkt deutscher Selbst- und Fremdbilder. Gedankenbequeme Denkschablonen (Slogans und Stereotype) legten die Basis. Mythen, Erzählungen und Narrative bis hin zu Verschwörungstheorien zeichneten die großen Linien. Bilder, Denkmäler, Massenmedien, Filme und Romane, Witz und Satire, Streitschriften und Pamphlete, Äußerungen der Elite und des gemeinen Volks prägten die identitätspolitischen Denkschablonen. Zugleich spiegelten sie die nationalen Narrative: Im Spiegel erkennt man sich selbst – sogar Zerrspiegel und Negative vermitteln Eindrücke.

Verallgemeinert: Schlagworte, Slogans und Stereotype verdichten, verkürzen und verzichten dabei auf die Darstellung des komplexen Kontexts. Das ist eine Effizienzstrategie. Die Strategie kann aber erst dank Wiederholung wirken: je öfter, desto besser. Schlagworte, Slogans und Stereotype beeinflussen die Schemata des (individuellen und kollektiven) Handelns. Wiederholungen verdichten sich zu Ritualen und Narrativen. Redundanzen ohne Zeitbezug sind undenkbar. Sie wandeln sich im Rhythmus der Generationen. Wie stereotyp die Narrative der eigenen Identitätsvorstellung sind, ist kaum jemandem bewusst. Ein Fisch hat auch kein Konzept von dem Wasser, in dem er schwimmt.

1 Rudolf Stöber: Deutschland-Bilder. Spiegelungen nationaler Identität. Bremen: edition lumière 2023 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge, Bd. 157).

Der angedeutete generische Prozess der Entstehung von Mythen und Narrativen lässt sich nutzen, um Kommunikationsgeschichte von manch anderer historischer Teildisziplin zu unterscheiden: In der Kommunikationsgeschichte kommt es häufig nicht darauf an, was wahr war. Denn kommunikative Prozesse erzeugen generell ihre eigene Wirklichkeit. Nicht nur stereotype Geschichtsbilder wirken so oder anders identitätsstiftend; nicht nur sie produzieren jeweils Realitäten eigener Art. Jede Medienrealität in Differenz zur »wahren Realität« funktioniert nach diesem Muster. Alle Zuschreibungen generieren Wahrheiten *sui generis*; jede Attribuierung kann ein Eigenleben entfalten. Es kommt nicht unbedingt darauf an, ob ein Stereotyp oder die jeweilige Medienrealität »stimmt«. Falsche Vorstellungen sind bisweilen viel wirkmächtiger als richtige. Daran hatten mediale und öffentliche Diskurse im 19. bis ins 21. Jahrhundert großen Anteil. Es kann daher nicht verwundern, dass in der Kommunikationsgeschichte des 19. bis 21. Jahrhunderts immer wieder Hinweise auf den *3rd person effect* auftauchen: Stets waren die anderen der dumme Pöbel, stets waren die Medien der anderen schlechte Medien.

Die Kommunikationswissenschaft und benachbarte Disziplinen bieten ein reichhaltiges Besteck an Theorien, aus dem sich Fragestellungen an die Kommunikationsgeschichte ableiten lassen. Zu untersuchen, ob die Kausalbeziehungen, wie sie die Theorien postulieren, sich auch historisch nachweisen lassen, mag mehr als schwierig sein (Stichwort Wirkungsforschung). Doch als Ansätze und Modellvorstellungen, welche eine bestimmte Fragerichtung nahelegen, können selbst so entfernt liegende theoretische Konstrukte wie Noelle-Neumanns Schweigespirale, Karl Mannheims Generationenkonzept oder James Buchanans und Gordon Tullocks Entscheidungsfindungstheorie fruchtbar gemacht werden. Da sich viele Theorien nutzen lassen, sind auch Theorien nur bedingt als Kriterien zur Bestimmung von Kommunikationsgeschichte tauglich.

Somit lässt sich resümieren: Der Formalgegenstand der Kommunikationsgeschichte kann mit Simmel gesprochen in der Frage verdichtet werden, wie früher soziale Kommunikation möglich war. Dabei ist es eine unumgängliche Voraussetzung, sich in die jeweilige Zeit hineinzusetzen. Dem werden vermutlich auch all jene zustimmen, die aus anderen Disziplinen stammend meiner Setzung, Kommunikationsgeschichte sei Teil der Kommunikationswissenschaft, nicht beipflichten: Die bisherigen Forumsbeiträge des JbKG – stellvertretend sei auf Josef Seethalers Plädoyer für eine kommunikative Sozialgeschichte² und Jörg Requates Plädoyer für eine Mediengesellschaftsgeschichte³ verwiesen – variieren die Frage nach den gesellschaftlichen Randbedingungen kommunikationshistorischer Prozesse.

Auch über den Materialgegenstand der Kommunikationsgeschichte existiert, sichtet man die Forumsbeiträge, hinreichend Einigkeit. Er umfasst von den (Massen-)Biografien kommunikativer Berufe über Kommunikationsgeschichte der Kunst, Kultur, Gesell-

2 Josef Seethaler: Medien und sozialer Wandel. Ein Plädoyer für eine Re-Intergration der Kommunikationsgeschichte in eine sozialwissenschaftlich orientierte Kommunikationswissenschaft. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 21 (2019), S. 24–30.

3 Jörg Requate: Geschichte der Mediengesellschaft oder Geschichte des Mediensystems? Interdisziplinäre Forschungsperspektiven auf die Medien- und Kommunikationsgeschichte. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 25 (2023), S. 25–35.

schaft, Wirtschaft und Politik, die der Medien- und Propagandasysteme bis zu jener des Wandels einzelner Medien und der Evolution von Mediengattungen und -systemen.

Die Methoden der Kommunikationsgeschichte lassen sich nicht als nichtstandardisiert abtun, denn die Geschichtswissenschaft hat mit Quellenkritik und Hermeneutik einheitliche Standards entwickelt: Triangulation, d. h. die Betrachtung der Materialobjekte aus der Perspektive unterschiedlicher Quellen, sollte die Regel sein. Zumindest lässt sich die Güte kommunikationshistorischer Forschung schnell mit einem Blick auf die Breite der ausgewerteten Quellen feststellen.

Eigentlich, könnte man schließen, ist alles in Butter. Leider stimmt das nicht; ich muss mich dem zurückhaltenden Urteil mancher Kollegen anschließen, wie sie stellvertretend Jürgen Wilke⁴ formuliert hat. Mit der Kommunikationsgeschichte scheint es sich umgekehrt wie mit Sikorskis Hummel zu verhalten. Der Hubschrauberkonstrukteur hat einmal sinngemäß gesagt: Nach den Gesetzen der Aerodynamik könne eine Hummel nicht fliegen – allerdings habe die Hummel keine Ahnung von Aerodynamik, daher fliege sie trotzdem.

Bei der Kommunikationsgeschichte scheint es mir beinahe umgekehrt: Nach der Logik der Geistes- und Sozialwissenschaften müsste sie eigentlich durchstarten, sie weiß es aber nicht. Ihr Selbstbewusstsein ist unterentwickelt, darum hebt sie nicht ab. Dabei stellt Kommunikationsgeschichte eine besonders interessante Frage. Zudem hat sie im JbKG einen wunderbaren Startplatz.

Rudolf Stöber hat den Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg inne und ist Mitbegründer des *Jahrbuchs für Kommunikationsgeschichte*.

Korrespondenzanschrift: Prof. Dr. Rudolf Stöber, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Kommunikationswissenschaft, An der Weberei 5, 96047 Bamberg. E-Mail: rudolf.stoerber@uni-bamberg.de.

4 Jürgen Wilke: Die Zukunft der Kommunikationsgeschichte: Veränderte Randbedingungen und künftige Perspektiven. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 22 (2020), S. 13–21.

Kommunikationsgeschichte und digitalisierte Zeitungssammlungen

Exemplarische Einblicke am Beispiel des nordrhein-westfälischen Zeitungsportals *zeit.punktNRW*

Astrid Blome

Institutionen wie das Institut für Zeitungsforschung bilden eine – kommunikative – Brücke zwischen der Wissenschaft und den Anbietern digitaler Infrastrukturen, insbesondere Bibliotheken und Archiven. Das Institut versteht sich als ein Archiv für die Zukunft und ist der Überlieferung historischer wie aktueller Nachrichtenmedien, vorwiegend Zeitungen, als Quellen verpflichtet – im Original, auf Mikrofilm und in digitalen Formaten.

Die digitalisierten Zeitungen aus den Beständen des Instituts sind im Online-Portal *zeit.punktNRW* abrufbar.¹ Ein Blick auf die Genese und Entwicklung dieses Projektes, das von der Autorin seit der Konzeptionsphase begleitet wird, soll im Folgenden exemplarisch veranschaulichen, unter welchen spezifischen Voraussetzungen digitale Quellenkorpora von öffentlichen Dienstleistern für die (kommunikations-)historische Forschung zur Verfügung gestellt werden, welche konkreten Konsequenzen dies für die Forschungspraxis hat und welche Aufgaben sich daraus resultierend für die Presse-, Medien- und Kommunikationsgeschichte stellen.

Digitalisierte Massenquellen bieten der (kommunikations- und medien-)historischen Forschung nicht nur neues Erkenntnispotenzial, indem sie als Text- und Datenpool genutzt werden. Vielmehr sind die Fachwissenschaften aufgefordert, die digitalisierten Medien nicht nur passiv zu nutzen, sondern diese selbst – wieder – zum Ausgangspunkt der Erkenntnis zu machen, sie aktiv zu untersuchen und dafür vernachlässigte Felder der empirischen Grundlagenforschung wieder in den Blick zu nehmen. Indem die Digitalisierung teils unvollständig überlieferte Periodikabestände virtuell an einem Ort zusammenführt, verbessert sich die Quellenlage für eine hybride (biobibliografische) Erschließung der historischen Presse deutlich. *zeit.punktNRW* ist auch ein Beispiel dafür, wie die Basis der kommunikations- und medienhistorischen Forschung – durch die Bereitstellung von »Metadaten« in individuellen Medienbiografien – angereichert werden kann. Nicht nur die im Zusammenhang mit Forschungen zu und mit digitalen Zeitungssammlungen kontinuierlich formulierten Anforderungen an eine digitale Quellenkritik erhalten damit das notwendige Fundament.² Vielmehr werden die für

1 <https://zeitpunkt.nrw/>.

2 Die Genese, Problematiken und Anforderungen an die Quellenkritik und die Arbeit mit digitalen Zeitungssammlungen wurden für die Geschichts- und Kommunikationswis-

eine Erforschung des Kommunikations- und Mediensystems grundlegenden Strukturen des Informationsaustausches offengelegt, die den Nachrichtenaustausch bedingten und determinierten, womit eine solide wissenschaftliche Grundlage auch für zukünftige Digitalisierungsstrategien gelegt werden kann.³

1. Digitalisierte Zeitungen in *zeit.punktNRW*

zeit.punktNRW vereint Lokal-, Kreis- und Regionalzeitungen »allgemeinen Inhalts« aus dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen mit einem Schwerpunkt im Zeitraum 1800 bis 1945. Das Projekt war ursprünglich als rheinisches Zeitungsportal konzipiert und wurde noch in der Planungsphase auf ganz Nordrhein-Westfalen erweitert.⁴

Ziel war es von Beginn an, als Massendigitalisierungsprojekt in möglichst kurzer Zeit so viele Quellen wie möglich online zur Verfügung zu stellen. Ein entscheidendes Auswahlkriterium für die Digitalisierung war daher das Vorhandensein qualitativ geeigneter Mikrofilme (Masterfilme). Mitte des Jahres 2018 ging *zeit.punktNRW* mit rund 240 Titeln und 2,5 Millionen Zeitungsseiten online. Dies waren zunächst vor allem die bereits zuvor digitalisierten Bonner und rheinischen Zeitungen der ULB Bonn, sodass diese Titel ganz erheblich überwogen. Inzwischen vereint *zeit.punktNRW* digitalisierte Zeitungen aus rund 110 Archiven und Bibliotheken, wobei schwerpunktmäßig westfälische Titel nachgeführt wurden und sich insbesondere auch kleinere Institutionen, die keine eigenen digitalen Infrastrukturen unterhalten können, aktiv für die Digitalisierung ihrer lokalen Presse engagieren. Ende 2021 waren 10 Millionen Seiten online, im Herbst

senschaften ausführlich thematisiert, s. Astrid Blome: Clio-Guide: Zeitungen und Zeitungssammlungen. In: Silvia Daniel u. a. (Hg.): Clio Guide – Ein Handbuch zu digitalen Ressourcen für die Geschichtswissenschaften. 3., erw. und aktualisierte Aufl. Berlin 2023, <https://doi.org/10.60693/s2b3-h822>; dies.: Zeitungen. In: Laura Busse u. a. (Hg.): Clio Guide – Ein Handbuch zu digitalen Ressourcen für die Geschichtswissenschaften (Historisches Forum, Bd. 23). Berlin 2018, S. B.6-1–D.6-36 (<https://guides.clio-online.de/guides/sammlungen/zeitungen/2018>); Erik Koenen: Digitalisierte Zeitungen des 19. und 20. Jahrhunderts in der historischen Presseforschung. Dimensionen und Probleme einer digitalen Quellenkritik. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 24 (2022), S. 95–114; ders.: Digitale Perspektiven in der Kommunikations- und Mediengeschichte. Erkenntnispotentiale und Forschungsszenarien für die historische Presseforschung. In: Publizistik 63,4 (2018), S. 535–556.

3 Vgl. Erik Koenen / Falko Krause / Simon Sax: Die Berliner Volkszeitung digital erforschen: Digitales Kuratieren, Metadaten, Text Mining: Praktiken und Potentiale historischer Presseforschung in digitalen Kontexten. In: Christian Schwarzenegger u. a. (Hg.): Digitale Kommunikation und Kommunikationsgeschichte: Perspektiven, Potentiale, Problemfelder. Berlin: Böhlund und Schremmer 2022, S. 187–223, hier S. 191 (Digital Communication Research, Bd. 10) (<https://doi.org/10.48541/dcr.v10.7>).

4 Zur Genese des Projekts vgl. Michael Herkenhoff: *zeit.punktNRW* – das nordrhein-westfälische Zeitungsportal. In: Bibliotheksdienst 52,10-11 (2018), S. 790–802; <http://doi.org/10.1515/bd-2018-0095>. Zum weiteren Verlauf s. die Hinweise auf »Publikationen über *zeit.PunktNRW*« im Portal: <https://zeitpunkt.nrw/wiki/announcements>.

2023 15 Millionen Seiten, im Frühjahr 2024 mehr als 16 Millionen Seiten. Perspektivisch wird mit bis zu 27 Millionen digitalisierten Zeitungsseiten bis zum Projektende im Jahr 2028 gerechnet.

Die Navigation im Portal ist über die Sucheinstiege Titel, Erscheinungsort, Georeferenzierung (Karte) und Zeitraum bzw. Kalenderansicht möglich. Die automatische Texterkennung (OCR) wird seit 2021 sukzessive nachgeführt, beginnend mit der *Kölnischen Zeitung*, gefolgt von den zehn meistgenutzten Zeitungen und seitdem rollierend nach dem Titelalphabet. Rund 92 Prozent der Zeitungsseiten haben den Prozess durchlaufen. Volltextsuchen sind innerhalb des gesamten Portals sowie innerhalb der digital vorhandenen Ausgaben eines Zeitungsunternehmens möglich. Eine kontinuierlich aktualisierte Statistik auf der Startseite weist u. a. die Zahl der digitalisierten Seiten und diejenige der Seiten mit Volltexterkennung aus. Downloadmöglichkeiten bestehen als Bild- und Textdateien, PDF- und alto.xml-Dateien.

2. Öffentliche Anbieter und wissenschaftliche Forschung

Digitale Zeitungssammlungen wie das exemplarisch vorgestellte Portal *zeit.punktNRW* bieten große Vorteile für die bestandhaltenden Institutionen wie für die Nutzer:innen. Sie sind jedoch keine Offenbarung, weder für die Anbieter noch für die (kommunikationshistorische) Forschung. Deren Ausgangssituationen, Perspektiven und Notwendigkeiten unterscheiden sich grundlegend: Anbieter digitaler Sammlungen und Infrastrukturen sind in der Regel (Universitäts-)Bibliotheken und Archive, seltener Forschungseinrichtungen oder -netzwerke. Als öffentliche Dienstleister haben sie einen spezifischen Sammlungsauftrag und sind verpflichtet, ihre Bestände zu sichern (Bestandsschutz) und einer heterogenen, allgemeinen Öffentlichkeit zugänglich zu machen.⁵ Um diese Voraussetzung zu erfüllen, ist ein möglichst niedrighschwelliges, offenes, unkompliziertes Nutzungsangebot erforderlich im Hinblick sowohl auf die Benutzeroberfläche wie auf die Komplexität des Informationsabrufs.⁶

Digitale Sammlungen sind von den vorhandenen Infrastrukturen, den überwiegenden Nutzungsinteressen, den objektiven Möglichkeiten und den finanziellen Ressourcen der wissenschaftlichen Dienstleister, Bundes- und Landesbehörden determiniert und entsprechend heterogen. Ein gemeinsamer nationaler oder gar internationaler Standard der Zeitungsdigitalisierung und der Online-Präsentation digitaler Zeitungen existiert nicht. Dennoch sollen die digitalen Sammlungen allen an die Quellen herangetragenen Forschungsfragen durch alle potenziellen Nutzergruppen valide Ergebnisse liefern.

5 »Although [...] most providers aimed to serve a variety of users, there was a general consensus that the primary audience for digitised newspapers was the general public.« Tessa Hauswiedell u. a.: Of global reach yet of situated contexts: an examination of the implicit and explicit selection criteria that shape digital archives of historical newspapers. In: *Archival Science* 20 (2020), S. 139–165, hier S. 153.

6 Ebd., S. 154.

Bei der Nutzung überwiegen Suchanfragen, die wenig komplexe Anforderungen an die Portale stellen und mit einfachen Einstiegshilfen sowie einer Volltextsuche beantwortet werden können:

»Ich befasse mich mit Ahnenforschung und was für ein Glück das ›Der Grafschafter‹ einsehbar ist. Jemand hat mir den link zum Zeitpunk NRW gesendet und ich konnte somit, zum erstmal ein Bild von meiner Ururgroßoma sehen. Bin überglücklich!!!«

»Ich habe hier Daten von vor über 140 Jahren meiner Familie gefunden. Das Highlight ist ein Foto meine Urgroßeltern von ihrer Goldenen Hochzeit. Es ist das einzige Foto was ich von ihnen habe.«⁷

Die akademische Forschung operiert hingegen mit stark variierenden Anforderungen und Erwartungen, die sich bis zu professionellen, KI-gestützten Verfahren des Text- und Data-Mining, Anwendungen der Computational Methods und der Digital Humanities erstrecken. Das fluide, heterogene, täglich wachsende Angebot digitaler Zeitungssammlungen wirft für die Forschung vielfältige Fragen und Probleme auf, die sich in divergierenden Erwartungen von Forschung und Infrastrukturanbietern im Hinblick auf die Vorstellungen bzw. Angebote des jeweils anderen Partners manifestieren können. Die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Anbietern über die wissenschaftlichen Anforderungen an digitale Infrastrukturen und deren Grenzen und eine lösungsorientierte Kooperation findet derzeit in der Regel stark projektbezogen und noch vergleichsweise selten statt. Ein erster disziplinübergreifender Austausch zwischen Fachwissenschaften, Archiven und Bibliotheken⁸ kam unter anderem zu dem Ergebnis, dass für die Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit computergestützter Analyseverfahren insbesondere ein höherer Grad an Transparenz erforderlich ist: über die Auswahl- und Ausschlusskriterien der digitalisierten Zeitungen, Metadatenstandards und -auswahl, OCR-Qualität, die den Recherchertools immanenten Operatoren und hinterlegten Algorithmen oder die Dokumentation von Software, Upgrades etc., um nur einige Aspekte aufzuführen. Kurz: Notwendig ist eine die Metadaten ergänzende Offenlegung der Paradata, um die Parameter zu identifizieren, die die Repräsentativität und Relevanz der in einem Portal konsultierten digitalen Quellen und die Forschungspraktiken determinieren.⁹ Dies wider-

7 Originalzitat der Facebook-Posts von Gaby Mueller, 31.05.2021, und Uwe Rehrmann, 01.05.2024, in der Gruppe »Zeitungsportal NRW«. Zur Nutzeranalyse digitaler Zeitungsportale s. Paul Gooding: *Historic Newspapers in the Digital age*. »Search All About it!« London, New York: Routledge 2018, hier S. 128.

8 Tagung *Zeitungsportal meets DH* über die Fragen: Was braucht die Forschung, was können Zeitungsportale anbieten? Ein Austausch zwischen Wissenschaft, Archiven und Bibliotheken, Dortmund 30./31.10.2023, veranstaltet vom Institut für Zeitungsforschung, *zeit.punktNRW* und der *Deutschen Digitalen Bibliothek*.

9 Paul Fyfe: *An Archaeology of Victorian Newspapers*. In: *Victorian Periodicals Review* 49,4 (2016), S. 546–577, hier S. 550 (<https://doi.org/10.1353/vpr.2016.0039>); Giorgia Tolfo u. a.: *Hunting for Treasure: Living with Machines and the British Library Newspaper Collec-*

spricht allerdings der Intention der Anbieter, die komplexen (Vor-)Entscheidungen und Zusammenhänge zugunsten der Benutzerfreundlichkeit zu verbergen.¹⁰ Der kurze Blick auf die Genese von *zeit.punktNRW* zeigt beispielhaft, welche nicht-wissenschaftlichen Einflussfaktoren die Digitalisierung bestimmen und wie diese sich auf das vorhandene digitale Korpus auswirken.

Die von der Forschung geforderten Daten stellen auch den oft formulierten Anforderungen an eine digitale Quellenkritik wichtige Grundlagen zur Verfügung. »Digitale Portale« als »Orte einer konstruierten Repräsentativität« lenken die Aufmerksamkeit bekanntlich »auf jene Quellen, die als Digitalisate vorhanden sind.«¹¹ So besteht inzwischen eine Tendenz, insbesondere diejenigen Presseprodukte für Forschungszwecke zu nutzen und in den Fokus zu rücken, die der Forschung mit einem gewissen Komfort mit Metadaten angereichert als digitale Datenquellen zur Verfügung gestellt werden können. Damit ist ein systematischer BIAS angelegt, der für den deutschsprachigen Raum nach 1945 beispielsweise Leitmedien wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* oder die *Süddeutsche Zeitung* vorrangig werden ließ. In der Breite meinungsbildend war hingegen das äußerst heterogene lokale Informationsangebot, das insgesamt ein erheblich weiteres und differenzierteres Publikum erreichte. Dies jedoch vergleichend mit computergestützten Verfahren zu analysieren wäre höchst aufwendig bis unmöglich, zumal nicht alle Verlage über digitale Archive verfügen, diese in der Regel kostenpflichtig bzw. den Abonnenten vorbehalten sind und computergestützte Auswertungen aufgrund der Heterogenität lieferungsfähiger Daten kaum das Bilden von Spiegelkorpora erlauben oder vergleichbare Ergebnisse erbringen können.¹² Für das Korpus bzw. die diversen Korpora der *urheberrechtsfreien* Angebote historischer deutscher Zeitungen an nationalen und internationalen Archiven, Bibliotheken und anderen Wissens- und Kultureinrichtungen gilt weiterhin, dass dies aus den skizzierten Gründen höchst disparat ist.¹³ Das *Deutsche Zeitungsportal* in der Deutschen Digitalen Bibliothek als perspektivische Meta-Datenbank befindet sich bekanntlich noch im Aufbau. Selbst umfassende nationale Digitalisierungsinitiativen wie *AustriaN Newspapers Online (ANNO)* erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, weder im Hinblick auf die angebotenen Quellen noch auf eine durchgehende Texterkennung.

tion. In: Estelle Bunout / Maud Ehrmann / Frédéric Clavert (Hg.): *Digitised Newspapers – A New Eldorado for Historians? Reflections on Tools, Methods and Epistemology*. Berlin u. Boston: De Gruyter 2023, S. 25–46, hier S. 27f.

10 Hauswedell u. a. (2020) S. 155 (wie Anm. 5).

11 Monika Kovarova-Simecek: *Kulturgeschichte der Popularisierung von Börsennachrichten in Wien. Eine historische Analyse unter Anwendung von ANNO/ONB und ONBLabs*. In: Estelle Bunout / Maud Ehrmann / Frédéric Clavert (Hg.): *Digitised Newspapers – A New Eldorado for Historians? Reflections on Tools, Methods and Epistemology*. Berlin u. Boston: De Gruyter 2023, S. 301–334, hier S. 314.

12 Vgl. zu diesem Aspekt zum Beispiel Thomas Birkner / Erik Koenen / Christian Schwarzenegger: *A Century of Journalism History as Challenge*. In: *Digital Journalism* 6, 9 (2018), S. 1121–1135.

13 Siehe Blome (2023) Kap. 2.2, 3.1, 3.3, 3.4 (wie Anm. 2).

Digitale Zeitungssammlungen müssen also aus ihrem »contextual vacuum«¹⁴ befreit bzw. die Leerstellen müssen auf verschiedenen Wegen gefüllt werden, um die Aussage ebenso wie die Anschlussfähigkeit (kommunikations-)historischer Forschung mit diesen Quellen zu garantieren. Die größtmögliche Transparenz der Paradata sollte zum Ziel haben, der Forschung ein klareres Bild von den Lücken und Ungleichgewichten in den Daten zu vermitteln, und zugleich Instrumente anbieten, um sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen.

Die Forschung ist zu einer intensiveren Quellenkritik unter Berücksichtigung der genannten Informationen verpflichtet, um diese Spitze des publizistischen Eisbergs, die das Sample einer digitalen Zeitungssammlung bildet, valide zu charakterisieren und zu definieren. Ein digitales Zeitungskorpus und die Repräsentativität der daraus extrahierten Quellen einzuordnen erfordert, die in der Gesamtheit eines digitalen Portals zusammengeführten Quellen in der Medienlandschaft des abgebildeten Zeitraums, geografischen Raumes, politischen, kulturellen, wirtschaftlichen, rechtlichen, sozialhistorischen etc. Umfelds einzuordnen, innerhalb dieses Kontextes die Repräsentativität der in der digitalen Sammlung verfügbaren Quellen näher zu verorten sowie Abweichungen zu identifizieren und zu analysieren: »Ohne dieses Vorwissen bleibt digitale Forschung [...] nur ein Fischen im trüben Datenmeer.«¹⁵

3. Back to the roots?!

Vor diesem Hintergrund erhält die empirische Grundlagenforschung in der Presse- und Mediengeschichte neue Relevanz, insbesondere die biobibliografische Erschließung der (historischen) Presse sowie die Pressestatistik. Sowohl quantitative als besonders auch qualitative Forschungen, die mit digitalen Zeitungen als Quellen und mit bzw. in digitalen Zeitungsportalen arbeiten, nutzen diese vorwiegend als Textpool für übergreifende Fragestellungen. Quellenkritische Angaben beschränken sich dabei oftmals auf wenige politische und/oder räumlich-geografische Angaben oder greifen auf medienhistorische Einordnungen beispielsweise als Leitmedien, zielgruppengerichtet etc. zurück. Daten- und Quellenauswahl datengestützter Forschung folgen jedoch nicht mehr – nur – den hermeneutisch und (kommunikations-)historisch begründeten Kriterien, sondern den Logiken digitaler Verfügbarkeit. Doch was ist digital verfügbar? Was oder wen repräsentieren digitale Zeitungssammlungen?

Die Empfehlungen des größten deutschen Digitalisierungs- und Forschungsförderers, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, sind bekannt: Leitmedien, »Dauerbrenner«, »Innovatoren«, die Abbildung eines typologischen Spektrums, thematische Kollektionen, exemplarische pressehistorische Exponenten, politische oder regionale

14 Kaspar Beelen u. a.: Bias and representativeness in digitized newspaper collections: Introducing the environmental scan. In: *Digital Scholarship in the Humanities* 38,1 (2023), S. 1–22, hier S. 3.

15 Koenen/Krause/Sax (2022) S. 190 (wie Anm. 3).

Spekren.¹⁶ Das Beispiel *zeit.punktNRW* zeigt jedoch, dass in der Praxis die vordefinierten Aufnahmekriterien punktuell erweitert werden,¹⁷ und wie texterkennungsbasierte Abfragen durch den Verlauf der OCR-Bearbeitung beeinflusst werden, wenn zum Beispiel die Titel aus Aachen bereits bearbeitet wurden, diejenigen aus Zülpich jedoch noch nicht. Grundsätzlich muss für alle »lebenden« (noch nicht abgeschlossenen) Portale die Frage nach der Reproduzierbarkeit von Forschungsergebnissen beantwortet werden, wenn einmal heruntergeladene Korpora nicht mit einem »Zeitstempel« oder einer anderen Kennung markiert werden (können). Hier größtmögliche Transparenz zu schaffen, gehört zu den Aufgaben oder fälligen Nacharbeiten aller Anbieter digitaler Quellensammlungen.

Als besonders wertvoll werden die in *zeit.punktNRW* zu den digitalisierten Zeitungen erhobenen Metainformationen erachtet. Die strukturierten Darstellungen der Zeitungsunternehmen auf der jeweiligen Eingangsseite eines Zeitungsunternehmens¹⁸ sind Ergebnisse autoptischer Prüfung, ergänzt von archivischen und bibliothekarischen Quellen, und skizzieren ggfls. auch den historischen und journalistischen Kontext. Bis auf Ausnahmen wie die *Kölnische Zeitung* handelt es sich überwiegend um lokal bzw. begrenzt regional verbreitete Zeitungen, denen die Presse-, Medien- und Kommunikationsgeschichte in der Regel wenig Aufmerksamkeit gewidmet haben. Damit folgt *zeit.punktNRW* der Idee einer biobibliografischen Bestandsaufnahme der (regionalen) Medienlandschaft, wie sie Holger Böning, Emmy Moepps und Reinhart Siegert in den entsprechenden Grundlagenwerken zur Presse Hamburgs und zur Presse der Volksaufklärung als gefeierte Pioniertaten vollbracht haben. In einer der ersten Rezensionen der Hamburg-Bibliografie konstatierte Jörg Jochen Berns, dass die Presseforschung damit »ein neues empirisches und methodologisches Niveau« erreicht habe, dem er eine grundlegende Relevanz »als Dokumententyp sui generis« bescheinigte.¹⁹ Dabei rekurrierte er auf die empirischen Grundlagen der Kommunikationswissenschaft, die sich nach ihren Anfängen als Zeitungswissenschaft von einer Konzentration auf das Material-

16 Empfehlungen zur Digitalisierung historischer Zeitungen in Deutschland (Masterplan Zeitungsdigitalisierung). Dresden 2016 / Berlin 2017, S. 49f.

17 Zum Beispiel wurden auch Titel aus der ehemaligen preußischen Rheinprovinz digitalisiert wie *La semaine. Journal de la ville et du Cercle de Malmédy*, das *Intelligenzblatt für die Kreise Prüm, Bitburg und Daum und den ehemaligen Kreis St. Vith* oder das *Wetzlarer Kreis- und Anzeigebblatt / Wetzlarer Kreisblatt* sowie einige wenige Titel, die nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurden, Nachrichtenblätter der alliierten Militärbehörden wie die *Neue Westfälische Zeitung* oder Lizenzzeitungen wie der *Neue Westfälische Kurier*.

18 Die Medienbiografien enthalten Angaben u. a. über Erscheinungsverlauf, Titelwechsel, Akteure (Redaktion, Verlag, Druck), politische Ausrichtung, Rezeption, Auflagen und Verbreitung, Zielgruppen, Beilagen und Konkurrenzunternehmen sowie weitere Besonderheiten.

19 Holger Böning / Emmy Moepps: Hamburg. Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern und Druckern periodischer Schriften. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 1996 in 3 Bänden. Vgl. zu weiteren Bänden die Personalbibliografie Holger Bönings in diesem Band. Zit. Jörg Jochen Berns: Ein zeitungswissenschaftlicher Meilenstein: die kommentierte Biobibliographie zur frühen Pressegeschichte Hamburgs. In: MEDIENwissenschaft Rezensionen | Reviews 14,2 (1997), S. 153–158, hier S. 154.

objekt Zeitung gelöst hat, das als Quelle für die kommunikations*historische* Forschung mit den Möglichkeiten der Digital Humanities heute jedoch wieder relevant ist. Dies wird insbesondere dann virulent, wenn digitale Methoden wie beispielsweise des Scalable Reading auf ein Korpus historischer Zeitungen angewandt werden und Analyse und Interpretationen (des Close Reading) von Metainformationen über die Medienlandschaft abhängig sind.

Eine vielschichtige empirische Grundlagenforschung nach dem »Prinzip des forschenden Bibliographierens, das die intensive inhaltliche Auseinandersetzung mit den Quellen in den Mittelpunkt stellt«,²⁰ weist über eine reine historiografische Deskription hinaus und bietet darüber hinaus und besonders im digitalen Format auch neues Erkenntnispotenzial für medien- und kommunikationshistorische Fragen. So erlaubt die Analyse der auf wissenschaftlicher Basis angereicherten Metainformationen zum Beispiel vielfältige und vergleichende Aussagen über die Bedingungen und Entwicklungen regionaler und lokaler Medienlandschaften und deren Einflussfaktoren, über Marktstrukturen, über Konstituierung und Abhängigkeiten von nationalen und regionalen Zentren und Peripherien, über Informations- und Kommunikationsquellen und -strukturen, über Akteure und ihre Netzwerke, über journalistische Arbeitsbedingungen und Praktiken auf unterschiedlichen Ebenen sowie deren politische, ökonomische, technische Voraussetzungen und Bedingungen usw. sowohl in Längsschnittstudien als auch zum Beispiel unter regionaler, lokaler, zeitlicher oder politischer Fokussierung. Hierin liegt ein noch ungenutztes Potenzial, dessen Basis jedoch zunächst einmal erweitert werden muss. Es ist in diesem Zusammenhang nicht nur zu konstatieren, »dass die mangelhafte fachwissenschaftliche Unterfütterung der Zeitungsportale mit einem gravierenden Defizit an pressehistorischer Grundlagenforschung korrespondiert«,²¹ sondern auch, dass die ersten Initiativen zur Bereitstellung dieser Metainformationen von den öffentlichen Anbietern ausgehen.

4. Fazit

Als ideale Konstellation bei der Konzeption, Realisierung und Weiterentwicklung von Forschungs- und Digitalisierungsprojekten erscheint eine langfristig institutionalisierte kooperative Zusammenarbeit von Wissenschaft, Bibliotheken und Archiven, die über den Rahmen einzelner Institutionen oder Projekte hinaus- und wie das *Deutsche Zeitungsportal* oder das avancierte Projekt zur Realisierung einer Forschungsinfrastruktur für die österreichische Medien- und Kommunikationsgeschichte *Austrian News Media Infrastructure*²² langfristige Perspektiven aufweist.

20 Holger Böning: Historische Kommunikations-, Medien- und Presseforschung: Chancen und Möglichkeiten des regionalen Zugangs. Historical Communications-, Media- and Press-Studies. Perspectives of a Regional Approach. In: SC|M Studies in Communication | Media 1 (2012), S. 135–148, hier S. 138.

21 Koenen/Krause/Sax (2022) S. 190 (wie Anm. 3).

22 Dazu zuletzt Andreas Schulz-Tomančok u. a.: How to make an Austrian News Media Infrastructure? Eine Reflexion zu konzeptionellen und praktischen Herausforderungen bei der

Für die kommunikations- und medienhistorische Forschung stellt sich die Aufgabe, den Digitalisierungsprozess aktiv zu unterstützen und die notwendigen empirischen Grundlagen für die Arbeit mit den digitalisierten Quellen zu erweitern – nicht zuletzt, um für künftige Digitalisierungsstrategien und -projekte wissenschaftlich fundierte Entscheidungskriterien zu formulieren²³ und fehlende Bausteine für eine Nationalbibliografie zusammenzutragen. Vor rund einhundert Jahren hat Walter Benjamin formuliert, »daß Wissenschaft nicht Ermittlung von Informationen über Gewesenes (und sei es auch gewesenes Denken) ist, sondern in einem Traditionsraum steht, dessen Gesetze sie wenn nicht zu achten, so zu kennen hat.«²⁴ Denn ohne diese Kenntnis, so das Credo des jüngst verstorbenen Holger Böning, »wird es mit dem geistigen Teil einer Wissenschaft nicht weit her sein.«²⁵

Astrid Blome ist Direktorin des Instituts für Zeitungsforschung und Mitherausgeberin des *Jahrbuchs für Kommunikationsgeschichte*.

Korrespondenzanschrift: PD Dr. Astrid Blome, Institut für Zeitungsforschung, Max-von-der-Grün-Platz 1-3, 44122 Dortmund. E-Mail: ablome@stadtdo.de.

Errichtung einer vergleichenden online Forschungsinfrastruktur zu Nachrichtenmedien. In: *Medien Journal* 47,3 (2023), S. 5–22.

23 So auch Koenen/Krause/Sax (2022) S. 191 (wie Anm. 3).

24 Walter Benjamin: [Rezension von] Eva Fiesel, *Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik*. In: Hella Tiedemann-Bartels (Hg.): *Walter Benjamin. Gesammelte Schriften III*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 933), S. 96–97, hier S. 96.

25 Böning (2012) S. 138 (wie Anm. 20).